

Kleines Bergdorf

Autor(en): **Tarabori, Ugo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **6 (1938-1939)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleines Bergdorf

von Augusto Ugo Tarabori.

Was von den Leuten meines Dorfes „piazza“ genannt wird, ist weiter nichts, als eine schwache Verbreiterung der Kantonsstrasse; diese kann sich aber in keiner Weise messen mit den schönen Asphalt- oder Zementstrassen, die heute das Aderwerk des lokalen und internationalen Verkehrs bilden.... Es ist nur ein bescheidenes Strässlein, das sich von Locarno an in steter Steigung redlich bemüht, allen Kurven des Berges gewissenhaft zu folgen bis auf eine Höhe von tausend Metern. Vom Eingang bis zum Ende des Tales hängt die Strasse über einem Abgrund, in dessen Tiefe laut, doch unsichtbar, der Isorno rauscht. Auch damals, als man vor einigen Jahren die Automobilstrasse bis zur Grenze verlängerte, ist die Piazzetta meines Dorfes mehr wie bescheiden geblieben, während man beim Ausgangspunkt der neuen Strasse einen halbkreisförmigen Platz errichtete für parkierende Wagen. Wäre unser Sinn auf neuzeitliche Bestrebungen gerichtet, so hätte diese Plattform, die sich wie ein grosser Balkon auf das Tal hinaus öffnet, zum eigentlichen Dorfplatz werden müssen. Aber wir gehören einem verflossenen Jahrhundert an und ziehen es vor, auf unsrer engen Piazza zu bleiben, zwischen den alten Häusern mit ihren hölzernen Galerien, die in doppelten und dreifachen Reihen an den innern Fassaden und an den Seitenmauern entlang laufen. Wir ziehen es vor, Gestalten der Vergangenheit heraufzubeschwören, in alten Erinnerungen herumzustöbern und das schlichte Leben einer Epoche neu zu durchleben, die kaum entschwunden, doch schon weit entfernt erscheint, wohl deshalb, weil sie für immer verloren ist.

Im engen Raum dieser Piazzetta hat sich das ganze Leben, die ganze Geschichte des Dorfes, eine demutsvolle Geschichte von eitel Mühe und Elend, verdichtet. Zur Rechten, am Eingang des Platzes, ist die Kirche, vielmehr ein schlichtes Oratorio ohne Kirchturm, gegen die Mitte des Settecento von Werkleuten aus dem Dorf errichtet. Ich glaube kaum, dass der Plan von einem Architekten stammt: der Bau wurde wohl von einem jener Maurermeister geleitet, welche die Welt durchzogen, um die

Kunst zu lernen und später zu lehren, wie man aus gutem Stein und gutem Kalk dauerhafte Bauten erstellt, die dem Einfluss der Zeit und der Nachlässigkeit der Menschen zu trotzen vermögen. Die Fassade mit ihrem Granitportal, die schweren, mit Eisenringen versehenen hölzernen Türen, einst blau bemalt, heute aber von Wasser und Sonne gebleicht, entbehren nicht einer gewissen Vornehmheit. Die Mauern sind stark, wie die einer Festung, das Dach besteht aus Steinplatten, welche die Zeit dunkel werden liess. Auch das Innere ist nicht ohne Charakter: die gewölbte Decke wurde erst vor kurzem von einem Maler des Tales, Meletta aus Loco, mit Fresken geschmückt. Das Gewölbe ruht auf einem breiten Mauergesims, welches sich auf einige vorspringende Säulen stützt. In der Mitte des Fussbodens aus grossen Steinfliesen heben sich die Namen der Stifter und Wohltäter von ihren Grabsteinen ab... Das ist alles. Weder gibt es hier wertvolle Bilder, noch Werke aus Marmor und Stuck: aber das Gebäude wurde ersonnen und ausgeführt von Menschen aus dem Dorfe selber, die trotz ihrer grossen Armut bewiesen, dass sie Gott in seinem Hause nicht minder zu ehren wussten, als es ein König in seiner Königsburg zu tun vermocht hätte... Alles Material und alle Arbeit daran ist Eigen gewächs! Von draussen kam allein die Glocke, die in einem Dachbogen hängt, der als Erhöhung der Fassade dient. Links vom Eingang, neben der kleinen Säule mit dem Weihwasserbecken, baumelte durch ein Loch in der Decke das Glockenseil herab: weil es sich aber zu rasch abnutzte, wurde es durch einen starken Kettenzug ersetzt. Das Gewicht dieser Kette lässt die Glocke immer in etwas schiefer Haltung stehen und gestattet ihr nicht, in regelmässigem Rhythmus nach beiden Seiten anzuschlagen... Armes hinkendes Glöcklein, das uns mit seiner grellen und etwas kreischenden Stimme zur Schule rief...

Die Schule, zwei Schritte oder wenige Stufen ist sie von hier entfernt, zwanzig Meter höher am steilen Hang. Sie wurde zur selben Zeit erbaut wie das Oratorio und diente während wenigstens hundert Jahren zugleich als Wohnung des Kaplans, der das Amt des Lehrers versah: noch heute wird das Haus von allen „capelàn“ genannt. Es ist ein kleines, bescheidenes, zwei-stöckiges Haus: beide Stockwerke haben an der Fassade eine etwas breitere Holzgalerie als die gewöhnlichen Häu-

ser. Eine hölzerne Stiege mit zwei Rampen führt in den obern Stock. Vor dem Haus liegt ein kleiner Garten, gestützt auf eine mächtige Mauer... Zur Zeit, da ich in die Schule ging, bewohnte der Lehrer mit dem einen oder andern seiner zahlreichen Sprösslinge die ganze Wohnung des Kaplans: sie bestand alles in allem aus einer rauchgeschwärzten Küche mit grossem Kamin und einem winzigen einfach getäfelten Raum, der von der Küche abgetrennt war. Im zweiten Stockwerk, in einem Saal, der kaum acht Schritte lang und fünf Schritte breit war, befanden wir uns, etwa fünfzig Schüler und Schülerinnen, in unbeschreiblicher Enge zusammengepfercht. Arme alte Schule mit den langen Bänken, in denen wir dicht gedrängt und glücklich sassen, armer alter Lehrer, der Wunder schuf, wahre Wunder an Liebe und Geduld...

Aber setzen wir unsern Rundgang fort: nun stehen wir vor dem Postgebäude. Das alte emaillierte Eisenschild trug einst die Aufschrift: „Deposito postale — Spruga“. Heute, in modernem Stil, besteht sie nur noch aus zwei Worten: „Posta“ und dem Namen des Dorfes. Viermal im Tage hält vor diesem Hause mit kreischenden Bremsen der grosse Auto-Omnibus, der wunderbarer Weise seit mehr als zwanzig Jahren unversehrt talauf- und abwärts fährt. Und mindestens dreimal im Tag finden sich hier Gruppen von Menschen ein — Kinder, Jungvolk, und auch Erwachsene — um die Abreisenden zu grüssen und festzustellen, wer angekommen sei. Schon in früherer Zeit versammelten sich dieselben Grüppchen, als es noch die alten schwankenden, zweispännigen Postkutschen gab. Kaum hörten wir Buben von weitem das Klingeln der Pferdeglöckchen und das Knallen der Peitsche, so rannten wir der Kutsche entgegen bis zur ersten Kehre und schwelgten in dem Glück, das Fuhrwerk im Wettlauf bis zur Piazza zu verfolgen. Pedro, der das schon kannte, trieb die Pferde durch Zuruf an und durchraste dieses letzte Stück mit einer Schnelligkeit, die uns schwindelerregend schien. Kaum hielt der Wagen an, so scharten wir uns schon um die edlen Hengste, liebkosten ihre bebenden Flanken und sahen den mächtigen Atem aus ihren Nüstern dampfen. Unterdessen hatten sich jene Kinder, deren Väter oder Brüder in der Ferne weilten — und das war weitaus die Mehrzahl — unter der Tür oder im engen Korridor versammelt, wo

sie auf einen Brief oder auf ein Körbchen harren: kaum war eine solche Sendung ergattert, so trugen sie diese rasch auf dem Rücken davon, in eilendem Lauf bergab oder bergauf den schlängelnden Alpenwegen entlang, um die ersehnte Nachricht nach Hause zu bringen. Als Preis für ihr Warten und ihre Mühe erhielten sie wohl ein Brötchen oder ein Stück Schokolade, Dinge, die stets oben auf der Wäsche lagen, welche man zum Reinigen nach Hause zu schicken pflegte... Also gingen während Jahrzehnten durch dieses kleine Postamt alle Dramen der Emigration, all die kleinen Geschäfte und all das grosse Elend dieser armen Existenzen, alle Träume und alle Reue, alle Not und alle Freude der jugendlichen Herzen, die sich dem Leben und der Liebe geöffnet und von allem Anfang an den Schmerz des Fernseins und die Last der Trennung erdulden mussten...

Etwas weiter unten, zur Linken, steht ein solides viereckiges Haus mit einer kleinen Terrasse nach Osten im ersten Stock, während im zweiten Stock ein Balkon mit eisernem Geländer auf den Platz hinausschaut. An diesem Balkon hängt ein Schild mit schwarzen Buchstaben auf gelbem Grund: „Ristorante della Posta — con terrazza a mezzogiorno“. Was sich „ristorante“ nennt, ist eigentlich nur ein bescheidenes, aber behagliches Gasthaus, oder eher noch eine Herberge, in welcher sich der gesamte Touristenverkehr des Dorfes abspielt. Die Saison der Kurgäste, eine Epoche voller Abwechslung und Eleganz, beschränkt sich auf wenige Wochen: in der ganzen übrigen Zeit des Jahres besteht die Kundschaft aus etwelchen Geschäftsreisenden, fremden Jägern und einigen Männern aus dem Dorf, die sich Abends oder Sonntags zu einer Partie Skopa zusammenfinden, Zeitungen lesen und den Radio hören.

Dem Gasthaus gegenüber liegt der Kaufladen zum „Buon mercato“, eines jener malerischen kleinen Geschäfte, wie man sie in Bergdörfern zu finden pflegt; es ist ein Miniatur-Bazar, der durch den Tabak- und Lebensmittelverkauf vervollständigt wird. Vergessen wir nicht, dass sich zwei Kilometer taleinwärts die italienische Grenze befindet: in diesem geräumigen Amphitheater, das gegen Süden von der herrlichen Pyramide des Pizzo Roggia und gegen Norden vom Pizzo di Medaro überragt wird, schlängeln sich inmitten dichter Wälder von Tannen, Lärchen, riesigen Buchen und Eichen unzählige schmale Pfade, die allein

von Gemen und Schmugglern begangen werden. Vor dem Krieg tauchten die Schmuggler in Scharen auf; gegen Abend pflegten sie anzukommen, ohne Hemd, schweisstriefend, nach zehn- bis fünfzehnstündigen Märschen. Sie leerten in grossen Zügen einige Flaschen Bier und assen mit wackerem Appetit, dann packten sie singend ihre Ladungen von Zucker und Kaffee zusammen und zogen schweigend wieder ab, in langer Reihe, mitten in der Nacht, den schwarzen Bergen und den Gefahren ihres Schicksals entgegen. Eine Zeit lang hörte man noch den dumpfen Klang ihrer Schritte, das Aufschlagen der langen Stöcke und das Keuchen der kräftigen Lungen. Aus Obigem ersieht man, dass der kleine Kaufladen zum „Buon mercato“ wohlversehen sein musste mit jeder Art von Ware und allen Wünschen zu genügen vermochte...

Hier sind wir fast am Ende unsrer Reise angelangt. Noch müssen wir die Wirtschaft erwähnen, ganz hinten am Platz. Sie öffnet sich auf eine kleine Terrasse, zu welcher man über etwa zwölf Stufen hinaufsteigt. Der Wirt hat nicht viel zu tun und ist für alle und für alles zu haben, denn er ist der liebenswürdigste und dienstfertigste Mensch hienieden. Während Stunden und Stunden lehnt er sich an die Brüstung seiner Terrasse und wartet auf Kundschaft, oder er setzt sich auf einen Stein, mit dem Rücken an die Mauer gestützt. Er hat soeben eine grosse Neuerung ausgedacht: auf dem erst kürzlich erstellten Platz, der grade vor der Wirtschaft liegt, möchte er mindestens sechs schöne Bäume pflanzen und wenigstens drei steinerne Bänke darunter errichten lassen. So könnte er dann von einer Bank zur andern gehen und hätte dadurch eine hübsche Abwechslung, sei es, dass er auf die steilen Berghänge hinüberschaue oder von seinem wechselnden Standort aus das Panorama des Tales betrachte, das sich auftut wie eine grossartige Bühne mit Bergen, die sich zu Reihen verketten, mit Dörfern und Wäldern und Wiesen, weiter und weiter hinunter bis zur Ebene und zum grossen Spiegel des Sees...

Im Sommer, wenn die Bäder von Craveggia eröffnet sind, hat der höfliche Wirt wenigstens eine Beschäftigung: mit der Uhr in der Hand muss er den Verkehr der Automobile regeln und darüber wachen, dass die einseitige Fahrriichtung, die stets abwechselnd beobachtet werden soll — was durch ein Plakat an

der Ecke angezeigt wird — auch innegehalten werde, gibt es doch immer eilige Leute, die so etwas übersehen...

Unsere Rundreise ist beendet. Alle Häuser des Dorfes sind wie die oben Geschilderten, alle Pfade sind wie diese steilen Weglein, die sich schlängelnd zwischen den Behausungen verlieren und überall wieder ins Freie dringen, wo sie, den Unebenheiten des Bodens folgend, bald zum Fluss hinunter, bald in die Berge hinaufsteigen, bis zu den mit Arnika-Sternen übersäten Alpweiden, die den Vanilleduft der Männertreu ausströmen und umfängen werden von flammenden Alpenrosenbüschen.

In diesem Kreis liegt meine kleine Heimat beschlossen: zwischen einer Kirche, die ein einfaches Oratorio ist, einer winzigen Schule, einem Gasthof bescheidenster Art und einem Miniatur-Bazar. An einer Piazzetta, nicht breiter als eine Strasse, ist all dies gelegen. Aber hier fühlen wir noch den lebendigen Puls jenes Traumes von der guten alten Zeit, eines Traumes voll Zartheit und Melancholie, der mehr und mehr im Nebel verschwindet, den wir aber unangetastet zu bewahren trachten, fühlten wir uns doch verloren und verzagt ohne den Halt und das Vorbild unsrer Vergangenheit.

Uebersetzung von A. M. Ernst-Jelmoli.

(aus „10 Scrittori.“ Istituto editoriale Ticinese. Bellinzona 1938)